

## Wie zwei Schwestern

Kirche und Kultur war Thema des Loccumer Kreises

Als Beispiel für „Kirchen in ihrer besonderen Bedeutung für das kulturelle Leben“, so der Titel des jüngsten Vortrags im Rahmen des Wintersemesters des Loccumer Kreises, stellte Pastor Louis-Ferdinand v. Zobeltitz aus Bremen die St.-Stefani-Kirche vor, als erste Kulturkirche der Stadt. Kirche und Kultur gehörten zusammen, sagte Superintendentin Jutta Rühlemann als Sprecherin des Gastgebers in der Klosterkirche St. Marien.

„Ein spannendes Miteinander menschlichen Lebens bringt Kultur hervor. Eine Kultur ist der Ausdruck des Glaubens, und Kunst wiederum bringt Glaubenserfahrungen zum Ausdruck.“ v. Zobeltitz führte die einführenden Gedanken der Superintendentin weiter, das aber als „normaler Pastor mit organisatorischen Fähigkeiten“. „Ich bin selbst Anfänger in dieser Kulturkirche“, versuchte er die Erwartungshaltung der Zuhörer zu mildern. Der Raum einer Kirche allein gehöre schon zu einem unschätzbaren Beitrag zu unserer Kultur, begann er. „In der Kirche soll unseren Seelen Raum gegeben werden. Es reiche nicht, die Naturwissenschaften zu pflegen und die Gesetze der Ökonomie zu erforschen. Die heutigen Werte gehörten ersetzt: „Kooperation statt Konjunktur, Bescheidenheit statt unbegrenztem Konsum, Ehrfurcht vor dem Leben statt Roboter“, zitierte v. Zobeltitz den Wissenschaftler Joseph Weizenbaum. So könne der Mensch mit seinem bis heute erreichten Wissen aus dieser Erde ein Paradies machen. „In der Tat ist sie kein Paradies, sondern ein Irrenhaus - doch nicht, weil wir etwa nicht genug wissen.“ Das Wegrationalisieren alles Zweckfremden sei ein Wesensmerkmal unserer Zeit. „Das Kürzen der Schulstunden Musik, Religion, Sport zeigt das. Aber ohne verkümmert der Mensch.

Der Fragende sucht sich selbst beim Malen, Musizieren.“ Kultur öffne den Blick für jene Bereiche, die sonst missachtet würden, sagte v. Zobeltitz weiter und zeigte an dieser Stelle, was Kunst und Religion, Kultur und Kirche verbinde. „Die Kirche ist eine unbekanntes kulturpolitische Macht. Gutachter schätzen die Kulturfördermittel der evangelischen und katholischen Kirche zusammen im Jahr 2006 auf 4,4 Milliarden Euro. Sie fließen in den Erhalt der Gebäude, der Orgeln, in die Musik, aber auch in Institutionen wie die Hans-Lilje-Stiftung.“

In vielen Landstrichen sei die Kirche der einzige kulturelle Ort. Die Kirche habe die Kultur nicht immer nur geprägt, sondern auch gehemmt, war sich v. Zobeltitz im Klaren. „Im Zuge der Modernisierung der Gesellschaft im 19., 20. Jahrhundert ist der Kircheneinfluss stetig gesunken. Die Künstler stritten für die Freiheit in der Kunst.“ Dieses erstrittene Recht sei heute eine Selbstverständlichkeit, kein Gotteslästerungsprozess ist mehr möglich wie 1928, als gegen George Grosz drei Jahre prozessiert wurde wegen seiner Zeichnung „Christus am Kreuz mit Gasmasken“, bezugnehmend auf den Weltkriegssoldaten mit der Unterschrift „Maul halten und weiterdienen“. Doch das Misstrauen der Künstler gegenüber der Kirche sei noch da. „Kirche und Kultur sind wie zwei Schwestern, die mal eine immense Liebe verbindet und die mal nichts voneinander wissen wollen, um sich doch langsam wieder wahrzunehmen.“ Durch die christliche Kultur zögen sich die großen menschlichen Dramen oder Glück. „Kirche wie Kultur mühen sich um die Fähigkeit, empfinden und glauben zu können.“ Und jenseits allen technischen Konsums bräuchten sich die Schwestern gegenseitig.

„Unsere Kulturkirche St. Stephani ist weiterhin eine Kirche. In der ganzen künstlerischen Vielfalt in unserem Haus besteht immer ein Bezug zum Raum, wo sie stattfindet. Aber wir sind keine Konkurrenz zu anderen kulturellen Institutionen, sondern pflegen eine enge Zusammenarbeit mit den Kulturleuten der Stadt.“ Mit 17.000 Besuchern im vergangenen Jahr sei man allerdings ein beachteter neuer Kulturort in Bremen geworden. Das gefällige, anspruchsvolle Programm der Kulturkirche St. Stephani ist auch im Internet unter [www.kulturkirche-bremen.de](http://www.kulturkirche-bremen.de) zu studieren.

Sehr schlau hatte Kirchenmusiker Rolf Schneider die Musik für diesen Abend ausgesucht: Er begann mit einem Kirchenorgelklassiker, einem Bach-Preludium, um das Ende des Gastvortrags mit dem jazzigen „Raphael (Gott heilt)“ von Johannes Matthäus Michel zu beenden, der erst 2003 in seinem Vorwort schmunzelnd seine Musik als „Abfall vom rechten Weg“ beschrieb.

